

Donna Leon

*Mein Venedig*

*Aus dem Amerikanischen  
von Monika Elwenspoek und  
Christa E. Seibicke*

Diogenes

Die vorliegenden Geschichten sind eine Auswahl  
aus dem 2005 im Diogenes Verlag erschienenen Band  
»Über Venedig, Musik, Menschen und Bücher«  
Nachweis der Erstveröffentlichungen  
und ihrer Übersetzer am Schluß  
des Bandes  
Umschlagfoto von  
Susanne Dorn (Ausschnitt)

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2007  
All rights reserved  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2005, 2007  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
15/16/852/5  
ISBN 978 3 257 23623 1

## *Mordlust*

**H**in und wieder werde ich gefragt, ob auch Alltagserlebnisse Eingang in meine Bücher finden. Bis vor einem Jahr lautete die Antwort darauf, das komme eher selten vor und wenn, dann nur ganz am Rande. So spazierte die Mutter einer Freundin in eine Szene hinein und wieder heraus, der Hund von irgend jemandem hatte einen kleinen Auftritt, Brunetti kaufte seinen *parmigiano* in La Baita oder Blumen bei Biancat. Doch jeder größere Versuch, mein Leben auszuschlachten, schlug fehl, und ich mußte mich damit begnügen, an klitzekleinen Häppchen persönlicher Erfahrung herumzुकnabbern.

Bis. Bis vor etwa vier Jahren, als mich in einer gerade erst neubezogenen Wohnung nachts um halb vier der Lärm einer wilden Verfolgungsjagd, orchestriert von ratternden Maschinengewehrsalven und quietschenden Autoreifen, schier aus dem Bett warf. In Venedig. Morgens um halb vier.

Schlaftrunken stand ich auf, schaute aus dem

Fenster und sah den Brunnen, die gotischen Pfeiler des Gebäudes zur Linken und darüber den ersten Maienvollmond. In seinem Halbschatten lag unter mir, still und reglos, der Platz. Trotzdem brausten weiter Autos um die Kurven, Bremsen kreischten, abermals fielen Schüsse, gefolgt von einer gewaltigen Karambolage. Meine malträtierten Sinne taten sich zusammen, verbanden Licht mit Geräusch, und ich begriff, daß Autolärm und Schüsse ebenso wie der flackernde Lichtschein aus dem Schlafzimmerfenster meiner Nachbarin von gegenüber kamen, einer weißhaarigen alten Frau von kollossaler Körperfülle, die ich in den zwei Tagen seit meinem Einzug kurz am Fenster gesehen hatte.

Noch einmal ertönten qualvolle Schreie, vermutlich aus dem Autowrack, und eine Männerstimme, die in jenem gekünstelten Tonfall sprach, an dem man italienisch synchronisierte Filme erkennt, rief: »Wie konnte jemand *das* überleben?«

Berechtigte Frage. Ich schleppte mich durch den Flur nach hinten und überlebte im Gästezimmer.

Am nächsten Morgen ging ich über den *campo*, suchte den Namen der alten Frau am Klingelschild neben der Tür, die allem Anschein nach zu ihren Fenstern gehörte, ging wieder heim, schlug ihre Telefonnummer nach und rief sie an. Durch die geschlossenen Fenster konnte ich sehen, wie sie sich,

um ans Telefon zu gelangen, seitwärts wälzte wie ein Walroß, das dem Sonnenstand folgend über den Strand robbt. Erst war ich völlig verduzt, als eine laute Männerstimme an mein Ohr drang, doch dann wurde mir klar, daß ich wegen der geschlossenen Fenster den Fernseher nicht gehört hatte. Mit ausgesuchter Höflichkeit versuchte ich, den Grund meines Anrufs zu erklären, aber sie sagte, bei dem Krach könne sie mich nicht verstehen, und legte einfach auf.

Vielleicht sollte ich, statt mich nutzlos aufzuregen, indem ich hier noch einmal chronologisch darlege, wie die Situation im folgenden eskalierte, lieber aufs Geratewohl einige der Vorfälle herausgreifen, die mir besonders deutlich in Erinnerung geblieben sind. Es gab eine Phase, da bat ich einen venezianischen Freund, sie anzurufen und im einheimischen Dialekt zu bitten, den Fernseher leiser zu stellen, weil der Krach sein kleines Kind wach hielte. Als das nichts fruchtete, verwandelte er sich in einen Studenten, der fürs Examen lernen mußte, und als auch das fehlschlug, wurde seine Frau unheilbar krank. Aber die Lärmbelästigung dauerte an.

Ich probierte es mit der Türklingel. Dazu mußte ich mir einen Regenmantel über den Pyjama ziehen, gewöhnlich so um vier Uhr morgens 67 Stu-

fen hinuntersteigen, quer über den *campo* zu ihrer Haustür laufen und endlich den Finger so lange auf der Klingel lassen, bis sie den Ton leiser stellte. Einmal besann ich mich in meiner Verzweiflung auf einen alten Kinderstreich, klemmte ein Zündholz in den Klingelknopf und machte mich davon. Aber alles, was dabei herauskam, war, daß die Klingel kaputtging und man die Signora hinfort nur noch telefonisch erreichen konnte.

Im dritten Jahr wandte ich mich in meiner Not an alle in Frage kommenden Instanzen: Sozialdienste, Polizei, Carabinieri und Feuerwehr. Binnen kurzem erfuhr ich, daß die alte Frau früher einmal in psychiatrischer Behandlung gewesen war, daß ihre Familie nichts mit ihr zu tun haben wollte und daß der Polizei die Hände gebunden waren. »Sie ist alt, Signora. Haben Sie Geduld. Wenn Sie wüßten, wie viele solcher Fälle es hier in Venedig gibt...« Falls ich offiziell Anzeige erstattete, würden vielleicht irgendwann im Laufe des Jahres die Tontechniker vorbeikommen und den Geräuschpegel messen. Allerdings seien die nachts nicht im Einsatz.

Nach einiger Zeit erkannten mich sämtliche Carabinieri schon an der Stimme, wenn ich um zwei oder drei oder vier Uhr morgens anrief, und manchmal schickten sie eine Streife vorbei, die an ihrer

Tür klingelte und zu ihren Fenstern hinaufrief, um dann unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Ich wechselte von den Carabinieri zur Feuerwehr, aber die erklärte mir, daß sie nur in Notfällen ausrücke, und ein Fernseher, der fünf Stunden lang in die Nacht hinausplärrt, sei kein Notfall. »Was wäre denn ein Notfall?« fragte ich. »Wenn die alte Dame stürzte und sich verletzen würde.«

Wenn sie stürzte und sich verletzen würde. Wenn sie stürzte und sich verletzen würde. Wenn sie stürzte und sich verletzen würde. Drei Nächte danach stand ich an meinem Schlafzimmerfenster und spähte hinüber zu ihr, die im Bett lag und tief und fest schlief, während beide Fernseher – denn sie hatte noch einen im Wohnzimmer – unterschiedliche Programme in die Nacht hinausschmetterten. Da rief ich die Feuerwehr an und meldete, daß ich meine Nachbarin nicht wie sonst in ihrem Bett sehen könne. Und ich hätte Angst, sie sei womöglich gestürzt und habe sich verletzt, denn der Fernseher laufe noch.

Zwanzig Minuten später erschienen drei Stockwerke tiefer auf dem *campo* sechs Feuerwehrmänner, von denen einer bei ihr klingelte. Ich nippte, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, an einer Tasse *Gute-Nacht-Tee* und sah zu, wie sie, uniformierten Ameisen gleich, unter mir herumwuselten.

Als die Klingel nicht anschlug, begannen sie den Namen der Signora zu ihren Fenstern hinaufzurufen. Einer spähte auch zu meinem verdunkelten Fenster herüber, doch ich rührte mich nicht, sondern trank nur still meinen Tee.

Die sechs Männer verschwanden, kamen aber nach ein paar Minuten mit einer dreiteiligen Steckleiter zurück. Umsichtig und mit einer durch langes Training erworbenen Geschicklichkeit montierten sie die Leiter, richteten sie, unter ihrem Gewicht schwankend, auf und stemmten sie gegen die Hausmauer. Ein Feuerwehrmann in Schutzanzug und mit schweren Stiefeln schickte sich an, hinaufzuklettern. Weil er bald das Schlafzimmer der alten Frau erreichen würde, von wo aus ich womöglich zu sehen war, zog ich mich ins Wohnzimmer zurück. Oben angekommen, stieg der Mann durchs Küchenfenster ein und wandte sich zum Schlafzimmer. »Signora, Signora, ist alles in Ordnung?« rief er laut und verschwand aus meinem Blickfeld.

»Aiiieeeee!« Vergegenwärtigen Sie sich den ärgsten Schrei, den Sie je in einem Horrorfilm gehört haben, wenn die Heldin von einem Dinosaurier gefressen oder unter dem Fuß einer Riesenechse zermalmt wurde. Verdoppeln Sie ihn, und Sie haben den lieblichen Laut, der gleich darauf die Stille jener Nacht durchdrang. Aber dann wurde der Fern-



seher im Schlafzimmer ausgeschaltet und der im Wohnzimmer auch, und ich ging wieder zu Bett, ohne mich weiter um das Geschehen auf der anderen Straßenseite zu kümmern.

Die Zeit vergeht, und alles bleibt beim alten. Inzwischen verbringe ich den Großteil des Sommers fern von Venedig, aber in meinem Telefon ist die Nummer der Nachbarin gespeichert und auch die der Feuerwehr, was mir, wenn schon keine ungestörte Nachtruhe, so doch wenigstens ein paar Stunden Schlaf garantiert.

Ach ja, die Bücher, die Bücher! Mein Roman *Beweise, daß es böse ist* beginnt damit, daß ein Arzt sich zum wöchentlichen Hausbesuch bei einer seiner betagten Patientinnen einfindet. Der erste Satz lautet: »Sie war ein altes Ekel, und er haßte sie.« Der Arzt, der einen Schlüssel hat, sperrt die Wohnungstür auf und hört wie gewöhnlich den Fernseher plärren. Er wendet sich zum Wohnzimmer, wo er sich wieder einmal ihre Klagen anhören und das Rezept für die Schlaftabletten erneuern wird.

Doch als er das Wohnzimmer betritt, sind die Stimmen aus dem Fernseher plötzlich überlagert vom Surren eines Fliegenschwarms, der den Kopf seiner Patientin umschwirrt. Denn da liegt sie, tot, in einer Lache aus geronnenem Blut. Der zertrümmerte Schädel ist aufgespalten wie eine Melone, das

Gesicht von Spritzern weißer Gehirnmasse übersät.

Die Zeit vergeht. Alles bleibt beim alten. Sie ist immer noch da, und der Fernseher findet keinen Schlaf, genausowenig wie ich.